

experimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

09/2025

H
O
F
F
N
U
N
G



Kalligraphie
Dagmar Weeser

experimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

09/2025

**Die Revolution der Liebe
ist zurück!**



Foto: Rüdiger Heins



Foto: Rüdiger Heins



... und es bleibt dabei ...

Sie finden die
eXperimenta auch
auf Facebook und
Instagram

Inhalt

Titelbild	1	HOFFNUNG japanisches Kanji von Dagmar Weeser
Rüdiger Heins	9	Editorial
Prof. Dr. Mario Andreotti	11	Essay: Verantwortung – mehr als ein Zauberwort unserer Zeit?
Philipp Ammon	13	Zweitausend Jahre sind verloren
Jutta Zimmermann	17	Hope
Roswitha Quadflieg	18	Hoffnung als Verpflichtung
Anton Hunger	20	Essay: Ohne Hoffnung bleibt nur die Verzweiflung
Interview	23	Autorin des Monats: ROSWITHA QUADFLIEG
Volker Gallé	26	etwas kommt
Volker Gallé	27	schein
Volker Gallé	28	nach der Trauer
Marion Panizzon	29	Das Schichten – eine Auseinandersetzung mit Ablagerungen im post-anthropozentrischen Schreibprozess
Gundula Berking	34	Mondscheinsonate
Wollsteins Cinemascope	36	Leibniz – Chronik eines verschollenen Bildes
	38	Veranstaltungen
Bruder Reimund Senge	40	Vom Erhoffen
Thomas Weiß	42	Rezension: „Ah, ein Herz, verstehe“
Thomas Weiß	46	Rezension: Sibylle Knauss, „Kassandra. Gedichte für unsere Zeit“
Robert K. Staeger	48	Begegnung / Großstadtszene / Finale
	51	Leser:innenbrief
Ingrid Groschke	52	Eine seltsame Pflanze
Gabriela Heins	54	Ich träume, also hoffe ich
	56	Eintagesseminar „Der Schreibprozess“
	57	Vita von Dagmar Weeser
	58	Impressum

Die eXperimenta kann für 14 € (zzgl. 3 € Porto) auch als Druckausgabe (Einzelheft) bestellt werden:

Mail: abo@experimenta.de – Bitte Ihre Postadresse bei der Bestellung angeben.



Foto: Rüdiger Heins

Liebe Leserinnen und Leser,

das war ein schönes Geburtstagsgeschenk für 25 Jahre eXperimenta:

Eine Gruppe, von hier nicht genannten Personen, wollte das Magazin vernichten.

Das waren schlimme Wochen, in denen ich befürchten musste, dass mein Lebenswerk von einem auf den anderen Tag zerstört werden sollte. Meine Hoffnung, dass die eXperimenta, nach diesem raffiniert verdeckten Angriff, weiter existieren würde, war in den vergangenen Monaten gänzlich verschwunden.

Dennoch: Der Versuch, unser Magazin zu vernichten, ist an Menschen gescheitert, die bemerkt haben, was da hinter den Kulissen geschieht. In einer unglaublichen Geschwindigkeit hat sich eine Solidargemeinschaft gebildet, die sich für den Erhalt unseres Magazins eingesetzt hat.

Hoffnung hat für mich persönlich jetzt einen Namen:
eXperimenta – das Magazin der Hoffnung.

Dafür möchte ich allen Beteiligten danken, die mir in dieser schweren Zeit zur Seite gestanden haben. Mein besonderer Dank gilt an dieser Stelle dem Mitherausgeber Mario Andreotti und meiner Frau Gabriela!

Die eXperimenta existiert weiter. Und: Die Revolution der Liebe ist zurück!

Mit herzlichen Grüßen
Ihr Rüdiger Heins



Foto: Niklas Gumbriich

Rüdiger Heins ist freier Schriftsteller sowie Regisseur und Verleger. Er produziert Beiträge für Hörfunk, Fernsehen und Theater. Er ist Dozent im Creative Writing sowie Gründer und Studienleiter des INKAS – Instituts für Kreatives Schreiben. Heins organisiert Literaturveranstaltungen und interdisziplinäre Künstlerprojekte. Er ist Herausgeber der eXperimenta, des Magazins für Literatur, Kunst und Gesellschaft. Auf der Landesgartenschau in Bingen 2008 schuf er einen Haiku Garten. Mit Studierenden und Absolventen des INKAS – Instituts veranstaltete er internationale Mailart Aktionen und -Ausstellungen. Mit ehemaligen chinesischen Gefangenen, die von Organentnahme bedroht waren, entstand das Buch- und Filmprojekt "Ausgeschlachtet". Sein Theaterstück "Allahs Heilige Töchter" machte auf die Lebenssituation von Muslima, die in Deutschland leben, aufmerksam. Das Stück musste unter Polizeischutz aufgeführt werden. Rüdiger Heins ist Mitglied beim PEN-Zentrum Deutschland. (Quelle: Wikipedia) Weitere Informationen über den Autor erhalten Sie auf den Websites:

www.ruedigerheins.de, www.inkas-institut.de



Dagmar Weeser, Winterbild weiß

Mario Andreotti

Verantwortung – mehr als ein Zauberwort unserer Zeit?

Seit der Erschütterung des Fortschrittsglaubens, seitdem mit dem Beginn der 1970er Jahre alles von „Rezession“ zu sprechen begann, die Wirtschaftskommentare ins Jammern kamen und im Nebel der Entwicklung sondierten, ob die „Talsohle“ schon erreicht sei, seit das Wort „Umwelt“ aufkam, meist verwendet mit leicht pädagogischer Drohgebärde, als man sich vom „Leben“ ab und dem „Überleben“ zuwandte, als man an den Wänden das apokalyptisch anmutende „No future“ lesen konnte, wurde der Ruf nach Verantwortung aktuell.

Die Situation unserer heutigen Welt ist durch einen sonderbaren Gegensatz gekennzeichnet: zum einen dadurch, dass der wissenschaftliche und technische Fortschritt die menschliche Verfügungsgewalt außerordentlich gesteigert hat, zum andern aber auch dadurch, dass wir immer schmerzlicher spüren müssen, wie schnell dieser gleiche Fortschritt in Bedrohung umschlagen kann. Nur allzu deutlich wurden uns die Stationen dieser Bedrohung während der letzten fünfzig Jahre vor Augen geführt: Ressourcenschädigung, Waldsterben, Klimawandel, atomare Katastrophen, wie wir sie 1986 in Tschernobyl und im März 2011 in Fukushima erleben mussten; sie alle dämpften das Vertrauen in den linear gedachten Fortschritt, ja führten gar zu einem globalen Vertrauensverlust. Denn die neuen Technologien – dazu gehört auch die künstliche Intelligenz (KI) – können irreversible Folgen haben, Folgen, die teilweise gar nicht mehr voraussehbar sind. Das Bewusstsein, dass der Untergang der menschlichen Gattung, angesichts der jüngsten Drohung mit dem Einsatz von Atomwaffen, machbar geworden ist, wurde damit wohl zum schrecklichsten Merkmal unserer Zeit.

Was heißt das nun für uns, für unsere Verantwortung? Verantwortung haben, Verantwortung übernehmen: Das meint zuallererst, sich dessen bewusst zu sein, dass heute im Atomzeitalter nicht irgendeine menschliche Errungenschaft, sondern die Menschheit selbst auf dem Spiel steht, dass uns die Entscheidung aufgezwungen ist, ob es eine zukünftige Geschichte der Menschheit gibt oder nicht. Selbstverständlich können wir hier als Einzelne nicht die Welt verändern, wären demzufolge Weltveränderungsszenarien fehl am Platz. Aber wir können dieses Wissen in unser Leben hineinragen, können es beispielsweise im Schulunterricht auf fast allen Stufen fruchtbar machen. Es ist geradezu spannend aufzuzeigen, was die einzelnen Fächer und Fachbereiche hier leisten können: von der Biologie, die auf die Grenzen menschlicher Verfügung über die Natur hinweist und so ein neues

Umweltbewusstsein fördert, über Physik und Chemie, die uns einen verantwortungsvollen Umgang mit dem apokalyptischen Potential der Technik lehren, über die Philosophie, die, angesichts der Frage nach einem menschenwürdigen Überleben der Menschheit, die Grundlagen für eine Zukunftsethik schafft, bis hin zur Literatur, die uns an unzähligen Werken seit dem Beginn der Moderne um 1900 die bedrohte Endlichkeit des Menschen, seinen Platz ganz am Rande des Universums, wie der Schriftsteller Botho Strauss sich ausgedrückt hat, radikal bewusst werden lässt.

Nun sind wir aber nicht nur für etwas, sondern auch vor etwas verantwortlich. So muss sich beispielsweise eine gewählte Regierung vor dem Parlament, aber auch vor ihren Wählern verantworten. Gerade heute, wo die Demokratie von verschiedener Seite in Gefahr ist, gehört dieser Forderung besondere Beachtung. Es gibt die Verantwortung des Einzelnen vor dem Staat, vor der Gesellschaft, ja sogar vor der Geschichte, und es gibt sie vor dem eigenen Gewissen, eine Verantwortung, die wir seit Immanuel Kants kategorischem Imperativ als „Selbstverantwortung“ bezeichnen. Wenn der Liberalismus die klassische Formel von der „Freiheit in Verantwortung“ zu seinem Hauptanliegen erhoben hat, dann meinte er nichts anderes als diese Selbstverantwortung des Einzelnen. Und es gibt schließlich – sprechen wir es ruhig aus – die Verantwortung vor Gott, die wir, weil wir die metaphysische Dimension weitgehend eingebüßt haben, nur allzu gerne ausblenden.



Mario Andreotti, Prof. Dr., geb. 1947, ist Literaturwissenschaftler und war unter anderem als Lehrbeauftragter für Sprach- und Literaturwissenschaft an der Universität St. Gallen tätig. Mitherausgeber der *eXperimenta*. Er wirkt heute noch als Fachreferent in der Fortbildung der Lehrkräfte an höheren Schulen und leitet Literaturseminare. Daneben ist er Mitglied der Jury für den Bodensee-Literaturpreis und Sachbuchautor. Von ihm erschien im Haupt Verlag Bern unter anderem der UTB Band *Die Struktur der modernen Literatur. Neue Formen und Techniken des Schreibens*, der längst als Standardwerk der literarischen Moderne gilt und 2022 bereits in 6., stark erweiterter und aktualisierter Auflage vorliegt. Wohnadresse des Referenten: Birkenweg 1, CH-9034 Eggersriet; mario.andreotti@bluewin.ch

Zweitausend Jahre sind verloren

Zweitausend Jahre sind verloren.

Hier stand der Thron.

Hajastani sirt¹:

Die offene Wunde, die nicht
heilt.

Und Miazum² ist aller Toten Einigung.

Armenien: Arzach, Karabach.

Berglöwen brachen hier hervor
und Adler schrieen,
so Feinde kamen.

Es war ein letzter Zufluchtsort,
wenn Feinde brachen ein ins Land
aus Ost und West:

Öffnete sich der Tartaros,
so brachen Berglöwen hervor.

Heute spielen alle Toten Schach
gegen Algorithmen aus der Luft,
Gläserne Bienen oder Drohnen:
Der große unbemannte Tod wie böse Geister aus der Luft.

Wie leicht ist fremder Untergang:
Armeni werden sie genannt.

¹ armen.: Armeniens Herz

² armen.: Einigung (ένωσις)

Einer von ihnen, ein Dragoman, rettete
Wien, die schöne Kaiserstadt,
Und durfte künftig Kaffee brauen,
Verfügte Kaiser Leopold:

Zum Danke
schenkte er ein Privileg.

Und Photios, der Patriarch, sandte
zu den Slawen aus
apostelgleich
Kyrill, Method:
Zwei Brüder sandte Photios, der Patriarch,
Sprach wie Grigor Parthew¹:
Mehr Licht!

Das ist vorbei. Es bleibt nur eine
Filmmusik für Hollywood
Wehflötenklang zu Gladiatoren
und Resolutionen.

Alles verloren: Der schwarze Garten Karabach,
der Arzach hieß.
Es ist der Toten Einigung wie Miazum.

Hajastani sirt:
Nur Gott kann richten
diese Welt.

¹ Gregor der Erleuchter der Parther, Grigor Lusaworitsch, Γρηγόριος Φωτιστής, der Apostel Armeniens

Verloren wie einst Jerusalem,
 Als man noch von der Sünde sprach
 Und Franken folgten einem Papst,
 Wenn er sie rief: Befreit ein Land.

Vor tausend Jahren
 regierte die Skleraina
 dort: Theophanou
Und brachte alle Pracht
 aus Rom am Bosporus,
Wo kaisertreu zu Chalkedon
 Armenier dienten Thron
 und Staat.

Dann kam und schlug das Römerheer zu
 Manzikert der Türkseldschuke
 Alp Arslan.

Zehn einundsiebzig und danach
 die Schande einer halben Welt:
 1204.

Hier schweigt des
 Sängers Höflichkeit:
 Sapienti sat.

Mit einem Wort:
 Es geht in dieser Welt voran.
Fern hinterm Berg, habe ich gehört,
 leben primitive Völker noch:
Die zeugen Kinder noch im Bett.

Wie komm ich drauf?
Ach ja. Dort herrscht auch
der uns fremde Brauch, zu klagen
über verlorenes Land.

So auch im Lande Hajastan.
Dort klagt man über Karabach
Wie Herzkrankte bei offener Brust,
Als hätten sie die Seele verloren:
Arzach, Hajastani hogin¹!

Doch auch dorthin kommt sicherlich bald
der Mensch des jüngsten Augenblicks,
wird vom Präteritum befreit
und lebt vom Wischbildschirm gebannt:
Dann herrscht die große Gegenwart
ohne Geschichtsatlantenlast...

Vielleicht lernen sie auch einst wie wir
zu leben ohne Vaterland,
dürfen wie wir mit blauem Auge auf
der Weltgeschichte
Siegertreppchen stehen, –
bevor sie abgewickelt werden.

Dann herrscht der Toten Lebenden Einigung das große Miazum im Nichts.

¹ (armen.) Armeniens Seele

Philipp Ammon ist Historiker, Kaukasiologe und Slawist, studierte in Berlin, Kasan, Moskau und Tbilissi Philologie und Geschichte. Bei Klostermann erschien 2020 „Georgien zwischen Eigenstaatlichkeit und russischer Okkupation“. Essays, Geschichten und Gedichte erschienen und erscheinen in der NZZ, Cicero, Berliner Zeitung, The European, Kosmopolis, Jüdische Rundschau, Matrix, Signatures, tabula rasa, Rhein!, Drecksack, karenina, Das Blättchen, Ossietzky, Die Presse, David, erostepost, perspektive. hefte für zeitgenössische literatur, Anthologie des meilleurs poèmes du prix International Arthur Rimbaud 2023 (Frankreich), Quadrant (Australien), აჭრას, სჯანნი (Georgien), Grine Medine (Niederlande), ייִדישלאַנד (Schweden), Зеркало (Israel). 2020 gewann er mit dem Gedicht „Città eterna“ den Literaturpreis der Literaturzeitschrift Nuove Lettere. 2025 erscheinen im Gans Verlag der Reiseessay „Tuschetiens Wolken“ und die europäische Elegie „Die schöne Zeit“.

Hope

Hopp hopp – hopp hopp
auf einem Bein
die Zöpfe wieder geflochten
weiße Kniestrümpfe
in Sandalen
ein wippendes Faltenröckchen
hüpft
die Erinnerungen wach
die Hüpfkästchen
mit Kreide
auf die Erde gezeichnet
den Stein
ins richtige Feld werfen
die Grenzlinien
nicht
überschreiten
im Wettbewerb
mit anderen Hüpfern
von der Erde zum Himmel
den geworfenen Stein
vom ersten bis zum letzten
nach Hause holen
nicht das Gleichgewicht
verlieren
und um Himmelswillen
nicht die Hölle
betreten sonst
bist du raus
aus dem Spiel

Jutta Zimmermann, geboren 1962 in Ludwigshafen/Rhein, Mutter von zwei Kindern, beruflich als Landschaftsplanerin im Naturschutz tätig. Außerdem Musikerin mit Banderfahrung. Sie lebt in Gundersheim/Rheinhessen. Bewusstseinsarbeit an historischen Schauplätzen in Europa und prägende Erfahrungen in schamanischer Arbeit an Kraftorten sind Grundlagen ihrer künstlerischen Arbeit und führten zu eigenen spirituellen Texten und Vertonung von Texten für Autorenlesungen. Aktuelle Texte entstehen nach Kursen im kreativen Schreiben und Kontakt mit Rüdiger Heins beim INstitut für KreAtives Schreiben.

Roswitha Quadflieg

Hoffnung als Verpflichtung

„Wer im Frieden / wünschet sich Krieg zurück / der ist geschieden / vom Hoffnungs-glück“, hält der Chor im 3. Akt des FAUST II Euphorions überschäumendem „Kriegsgeheul“ entgegen: „Träumt ihr den Friedenstag? / Träume, wer träumen mag. / Krieg ist das Losungswort. / Sieg! Und so klingt es fort.“

Hoffnung als Glück. Bedeutet, Hoffnung zu haben, glücklich zu sein, glücklich zu werden? Wie oft hört man täglich die Redewendung „Hoffen wir mal ...“ Dass Regen fällt, dass es wärmer wird, dass das Auto anspringt, der Zug pünktlich ankommt, dass der Laden noch offen ist, dass wir ein Ticket für die Premiere ergattern, dass sich die Krankheit als nicht so schlimm erweist, dass das Medikament anschlägt, dass Putin nicht auch noch in Berlin einmarschiert. Jeder Tag steckt voller Hoffnungen und ist also auch voll kleiner Glücksmomente, so die Hoffnungen in Erfüllung gehen. Das Gegenteil ist die Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung – das Ende. Denn wenn man nicht mehr Hoffnung fassen könnte, stünde die Welt still. Hoffnung erzeugt Bewegung. Hoffnung, das Schwungrad. Der Schwerkranke hangelt sich an dem Dreieck, das über seinem Bett hängt, von Hoffnung zu Hoffnung zurück in sein Leben. Heute geht es doch schon viel besser, oder? Heute kann ich mich schon viel mehr aufrichten. Wer das Gegenteil behaupten würde, provozierte einen Rückfall. Wer dem Hoffenden die Hoffnung nimmt, ist ein Verräter, der die zarte Brücke zerstört, an der stetig weitergebaut werden muss, damit sie tragfähig wird und tragfähig bleibt – für ein gesundes Leben. „Hoffen wir mal, dass ...“

Eingekerkerte zählen die Tage mit Strichen an der Gefängniswand, und jeder Strich bedeutet ein kleines Stück Hoffnung – dass die Haft ein Ende haben, dass ein freies Leben irgendwann wieder möglich sein werde.

So, wie die Welt aussieht, erweist sich die Hoffnung als Lebenselixier. Denn wenn wir nicht auf ein Ende der Kriege und Hungersnöte weltweit hofften, könnten auch wir – also die, denen es gut geht – den Alltag nicht überstehen, die eigene Arbeit nicht fortsetzen. Es muss anders werden! Wir sind zur Hoffnung verpflichtet aufgrund unseres Wissens und der Gewissheit, dass sich die Welt nur ändern kann und wird, wenn jeder einzelne dazu beiträgt. Wenn nicht mit Taten so doch im Denken. Wo alles anfängt oder aufhört – im Kopf.

„Wer im Frieden

wünscht sich Krieg zurück

der ist geschieden

vom Hoffnungsglück.“

Roswitha Quadflieg (* 3. November 1949 in Zürich) ist eine deutsche Schriftstellerin und Buchgestalterin. Eine ihrer bekanntesten Arbeiten ist die Illustration des Kinderbuchklassikers *Die unendliche Geschichte* von Michael Ende. Roswitha Quadflieg ist die Tochter des Schauspielers Will Quadflieg und der Heilpädagogin Benita Quadflieg von Vegesack; einer ihrer Brüder war der Schauspieler Christian Quadflieg. Ihre Halbschwester ist die Schauspielerin Sabina Trooger. Roswitha Quadflieg wuchs in Hamburg auf. Von 1969 bis 1974 studierte sie Malerei, Illustration, Grafik und Typografie an der damaligen Fachhochschule für Gestaltung und der Hochschule für bildende Künste Hamburg. Quadflieg machte ihren Abschluss als Diplom-Designerin. Sie lebt seit 2012 in Berlin. Von 2021 bis 2024 war sie mit dem Arzt, ehemaligen Fluchthelfer und Publizisten Burkhard Veigel verheiratet. Sie ist Mitglied im PEN-Zentrum Deutschland und im Netzwerk freie Literaturszene Berlin e. V.

Anton Hunger

Ohne Hoffnung bleibt nur die Verzweiflung

Volodymyr Kravchenko bedient in Cherson eine Panzerhaubitze. Ukrainische Soldaten haben die Stadt von den Russen zurückerobert, aber die Bedrohungslage bleibt kritisch. „Todernst“ sei sie, sagt Volodymyr. Drei seiner Kameraden sind vor ein paar Tagen von russischen Geschützen getötet worden. Er könnte der nächste sein. Das Leben als Soldat im Krieg hat ein frühes Verfallsdatum. Volodymyr hat Angst, aber er lässt sich von dem lähmenden Gefühl nicht beherrschen: „Ich habe die Hoffnung, dass ich überlebe. Ohne Hoffnung würde ich verzweifeln.“

Hoffnung ist eine Erwartungshaltung, die sich in die Zukunft richtet. Zukunft ist immer ungewiss. Nichts dafür tun zu können, die Erwartung eintreten zu lassen, beherrscht die Seelenlage. Die Stellhebel für eine Änderung der Situation sind eingeklemmt, lassen sich nicht mehr bedienen. Man ist zur Hilflosigkeit verdammt. Aber die Natur hat es eingerichtet, dass der Mensch nicht aufgibt. Der Überlebenswille speist die Hoffnung. Es ist der Schlüssel zum Tor, aus einer aussichtslosen Situation herauszufinden. Das „Prinzip Hoffnung“, vom Philosophen Ernst Bloch als „seelische Stütze“ erklärt, tritt ein, wenn die Welt aus allen Fugen gerät und der Ausweg verbaut scheint. Dann hilft Menschen nur noch das „kleine Licht“, wie Konfuzius sagte, „das anzuzünden besser ist, als die Dunkelheit zu verfluchen.“ Der Volksmund drückt sich ähnlich aus: „Wenn du denkst, es geht nichts mehr, kommt von irgendwo ein Lichtlein her.“ Hoffnung kann nicht schöner beschrieben werden.

Das Prinzip Hoffnung leitete auch Martin Luther King bei seiner berühmten Rede am 28. August 1963 vor dem „Lincoln Memorial“ in Washington. Mit seinen berühmt gewordenen Worten „I have a dream“ drückte er die Hoffnung auf eine baldige Beendigung der Rassentrennung zwischen der afro-amerikanischen Bevölkerung und den Weißen aus. Es war nicht mehr als eine Hoffnung, die politisch Verantwortlichen hatten Gleichheit der Menschen nicht auf ihrer Agenda. Einige Jahrzehnte später erwirkte der Druck der Straße die Aufhebung des diskriminierenden Gesetzes. Ein Erfolg auf dem Papier, die Rassentrennung lebt in den Köpfen der weißen Amerikaner fort. Kings Traum ging nur zum Teil in Erfüllung. Auch dafür hält der Volksmund einen Ausweg bereit: „Die Hoffnung stirbt zuletzt.“



Dagmar Weeser, Sanfte Striche

Wer keine Hoffnung hat, verliert seine Freiheit. Ohne Freiheit wird man ein Getriebener, kann sein Leben nicht mehr kontrollieren. Wobei auch die attestierte Selbstkontrolle Widerspruch erzeugt: „Die Vorstellung, eine bewusste Kontrolle über unser Leben zu haben, ist eine Illusion“, meint der Jesuit und Philosophieprofessor Godehard Brüntrup. Aber wenn der Mensch keine bewusste Kontrolle über sein Leben hat, braucht er Mechanismen, die die Illusion der Kontrolle aufrechterhalten. Mit Hoffnungsreflexen, die sich in der Ausweglosigkeit einstellen, überwindet er die naturgesetzliche Hürde.

Aber Hoffnung ist nicht durchweg positiv besetzt. Für Friedrich Nietzsche ist sie „in Wahrheit das Übelste der Übel, weil sie die Qual der Menschen verlängert.“ Das hat eine mechanische Logik, keine transzendente. Eine Verlängerung der Qual deutet immerhin auf eine Fortsetzung der Existenz hin, mag das Übel noch so groß sein. Nur der Tod beseitigt das Übel. Er ist endgültig.

Die christlichen Tugenden umfassen der Überlieferung nach „Glaube, Liebe und Hoffnung“. Papst Benedikt XVI. hat 2007 eine Enzyklika unter dem Titel „Spe Salvi“ veröffentlicht, übersetzt „In der Hoffnung gerettet“. Die wahre Hoffnung speise sich nicht aus weltlichen Quellen, sondern einzig und allein aus dem Glauben an Gott. Gläubige Christen hoffen auf „Vergebung, Erlösung und ewigem Leben“. Ohne Hoffnung ist das Christentum nicht denkbar, es ist eine positive Motivationsquelle im Leben und findet seine Erfüllung im Paradies. Gesichert ist das Paradies nicht, aber Gewissheit steht der Hoffnung entgegen.

Benedikt XVI. bezieht sich in seiner Enzyklika auf den Brief Paulus an die Römer (Röm 8,24): „Denn auf Hoffnung hin wurden wir gerettet; Hoffnung aber, die schon geschaut wird, ist nicht Hoffnung; denn was einer schaut, was soll er da noch hoffen?“ Wer Hoffnung hat lebt nicht nur anders. Er lebt.

Angst kann zu Hoffnung führen, wirkt allerdings lähmend. Wer Angst hat, weiß in der Regel nicht mehr, was richtig und was falsch ist. Erlebt wird ein Kontrollverlust, der keine Hoffnung erlaubt. Angst kann auch zu negativen Reaktionen führen. Wer beispielsweise der Meinung ist, das Klima sei nicht mehr zu retten, hat die Hoffnung auf ein erträgliches Leben auf dem Planeten aufgegeben. Geht die Menschheit tatsächlich davon aus, der Klimawandel sei ausschließlich Folge einer wildgewordenen Natur, wird sich die Gefahrenempfindung abstumpfen. Die falsche Einschätzung führt dann zu selbsterfüllender Prophetie.

Halten wir es besser mit Immanuel Kant: „Drei Dinge helfen, die Mühseligkeiten des Lebens zu tragen: Die Hoffnung, der Schlaf und das Lachen.“ Die Hoffnung nennt er an erster Stelle.

Beherrigen wir Kant. Hoffnung ist ein Quell des Lebens.



Foto: Joachim E. Roettgers GRAFFITI

Anton Hunger, Schriftsteller, Publizist und Redenschreiber. Studierte ab 1970 VWL, Politik und Soziologie in Tübingen und Regensburg, absolvierte zuvor bei der Südwest-Presse eine Lehre als Schriftsetzer (Bleisatz) und ein journalistisches Volontariat. Nach dem Studium war er Redakteur bei der Stuttgarter Zeitung, danach stellvertretender Chefredakteur beim Münchner Industriemagazin. 1992 wechselte er die Seiten und war 17 Jahre Kommunikationschef bei Porsche in Stuttgart. Er ist Jury-Mitglied beim Hansel-Mieth-Preis, einer renommierten Auszeichnung für Reportagen, und bei den Journalistinnen und Journalisten des Jahres. Außerdem ist er Mitglied beim Förder- und Freundeskreis des PEN-Zentrum Deutschland.

Bei Klöpfer & Meyer erschien 2013, vieldiskutiert, sein Medienbuch Blattkritik. Ebenso die Romane Der Pakt mit dem Teufel und Die Ikonen des Kobiaschwili. Gemeinsam mit dem 2022 bei Molino erschienenen Finanzkrimi Mord à la Mode bilden diese Werke eine Trilogie. Seine hintergründige Gebrauchsanweisung für Schwaben, 2016 bei Piper in dritter Auflage erschienen, wurde ein Bestseller. Ebenso die Anthologie Das Davidprinzip, die 2002 als Hardcover bei Eichborn und 2003 als Taschenbuch bei Wagenbach erschien. Sein Essay Loslassen – Wie man das Alter mit Gelassenheit schafft wurde 2025 von der Edition Maya verlegt.

Hunger, 1948 im bayerischen Cham geboren, lebt und arbeitet heute am Starnberger See.

Autorin des Monats

Roswitha Quadflieg

Foto: Maurizio-Gambarin/Funkle Foto Services



Rüdiger Heins im Gespräch mit Roswitha Quadflieg über ihr Buch „Ich will lieber Schweigen“

Die Autorin, die über ein umfangreiches Werk zurückblicken kann, zeichnet sich durch eine ungewöhnliche literarische Qualität aus. Wir freuen uns, dass Roswitha Quadflieg sich zum Interview mit der **eXperimenta** bereit erklärt hat.

eXperimenta_ Wie hat sich das für dich angefühlt, als du das Tagebuch deines Vaters und die Briefe gefunden hast?

Roswitha Quadflieg_ Ich war überrascht, auf eine so große Menge (476), zum Teil 8 Seiten lange Briefe zu stoßen. Geschrieben zwischen 1934 und 1946. Diese habe ich als erstes gesichtet und „katalogisiert“. Da ich sie aber unter dem Aspekt, ein Feature daraus

zu machen, angeschaut hatte und feststellen musste, dass die dafür notwendige zweite Stimme fehlte (nur 5 Briefe meiner Mutter sind erhalten), habe ich mit der „Aneignung“ des Tagebuchs weitergemacht. Das Öffnen der Kiste war für mich von Anfang nur unter dem Aspekt möglich, irgendetwas aus dem Inhalt zu machen. Nur so darin herumzuschnüffeln wäre mir nicht in den Sinn gekommen.

eXperimenta_ Du nennst Dein Werk Buch. Ist das nicht ein Montageroman, der aus Tagebucheinträgen, Briefen, Zeitzeugenberichten und deinen Recherchen zusammgebaut ist?

Roswitha Quadflieg_ Nein, es ist kein Roman. In diesem Buch gibt es keine

fiktionalen Stränge. Alles basiert auf Fakten – nennen wir es erzählendes Sachbuch.

eXperimenta_ Will Quadflieg ist, so entnehme ich es seinen Tagebucheinträgen und deinen Recherchen, in den 30er und 40er Jahren relativ unbescholten davongekommen. Als Künstler hat er sich insbesondere mit Sprechrollen der alten Klassiker durch das Deutsche Reich, bis hin zu Auftritten vor Soldaten, bewegt. Wie erklärst du dir das?

Roswitha Quadflieg_ Er war vom Kriegsdienst befreit (aufgrund seiner ungeeigneten körperlichen Verfassung und seiner Prominenz als Schauspieler), die Theater waren ab Herbst 1944 geschlossen, und er wurde vom Oberkommando des Heeres beauftragt, vor Soldaten in Kasernen zu rezitieren. Die deutschen Klassiker wurden „benutzt“, um jungen Soldaten die Besessenheit einzupflanzen, auf der guten, der richtigen Seite zu sein, berechtigt, andere Völker zu überfallen.

eXperimenta_ Wie war die Beziehung zu deinem Vater?

Roswitha Quadflieg_ Als Kind habe ich ihn sehr geliebt, oft die Verehrung anderer ihm gegenüber gespürt, war kindlich stolz. Als ich 13 Jahre alt war,

trennten sich meine Eltern. Als ich erwachsenen war, haben wir uns aus den Augen verloren.

eXperimenta_ Beim Lesen von „Ich will lieber Schweigen“ ist in mir der Eindruck aufgetaucht, dass es sich bei deinem Buch um eine Liebeserklärung an deinen Vater handelt. Stimmt das?

Roswitha Quadflieg_ Eine schöne Überlegung: der lange Liebesbrief meines Vaters an meine Mutter (so ist das Tagebuch zu verstehen) regt mich zu einem Liebesbrief an meinen Vater an. In gewisser Weise stimmt das vielleicht, wenn man die Vervollständigung einer Person als Liebesbeweis auffasst. Ich wollte ihn nicht weiter vergolden, sondern herausfinden, wie dieser Mann in den entscheidenden Jahren des 20. Jahrhunderts war. Ein anderer, als der, denn alle zu kennen meinen.

eXperimenta_ Wie nimmst du Will Quadflieg heute, nachdem das Buch in der Welt ist, wahr?

Roswitha Quadflieg_ Weiter als einen Fremden – und ich frage weiter. Die vielen Facetten eines Charakters sind und bleiben unendlich.

eXperimenta_ Welchen Einfluss hat dein Vater auf deine Kunst?

Roswitha Quadflieg – Im ersten Beruf war ich Grafikerin und Buchkünstlerin. Das war weit weg, von der Kunst meines Vaters. Und von meinen Büchern hat er wahrscheinlich nur das erste gelesen, das 1985 erschien. „Der Tod meines Bruders“. Einfluss hat er nur insofern auf mich genommen, als ich an ihm gelernt habe, dass große Künstler hart arbeiten.

eXperimenta – Würdest du heute gemeinsam mit Will ein gemeinsames Kunstprojekt machen?

Roswitha Quadflieg – Dazu gäbe es wohl keinerlei Anlass. Die Hauptrolle in der Verfilmung meines Romans „Bis dann“ zu übernehmen hat er da-

mals – nach zunächst erfolgter Zusage – abgelehnt.

eXperimenta – Welche Projekte hast du für die Zukunft?

Roswitha Quadflieg – Momentan arbeite ich daran, dieses Buch in andere Formate zu transponieren. Darüber möchte ich aber noch nichts Konkretes verraten.

eXperimenta – Vielen Dank für das Gespräch, liebe Roswitha.

Roswitha Quadflieg – Ich danke Dir, dass Du Dich so achtsam mit meinem Buch beschäftigt hast.

Will und Roswitha Quadflieg

Ich will lieber schweigen

Das Tagebuch eines Schauspielers aus den Jahren 1945/46 und die Fragen seiner Tochter

kanon Verlag

298 Seiten

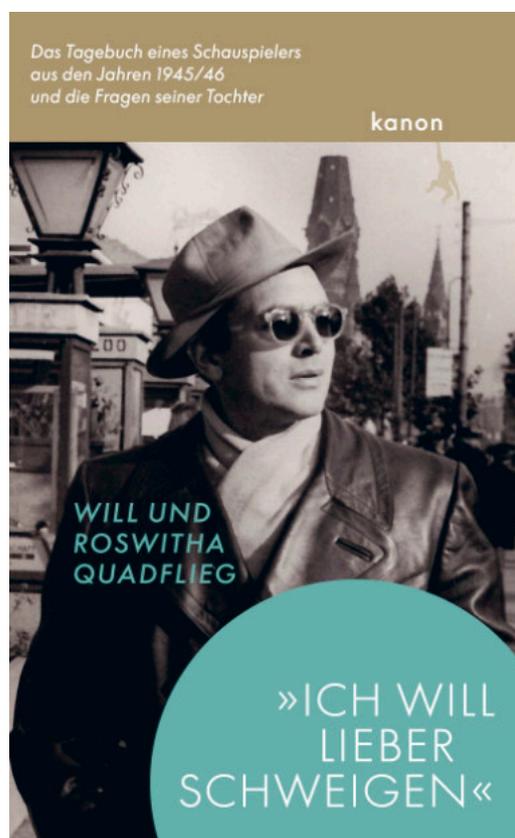
Gebunden mit SU

Mit zahlreichen Abbildungen, Personenregister, Zeittafel und Landkarte

Deutsche Erstausgabe

€ 26,00 (D) / € 26,80 (A)

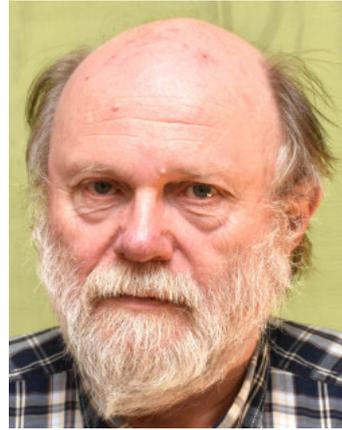
ISBN 978-3-98568-171-6



Volker Gallé

Der 1955 in Alzey geborene Lyriker *Volker Gallé* schreibt seit über fünfzig Jahren Gedichte in Schriftsprache und Mundart. In diesen Jahren sind sechs Gedichtbände erschienen (1979 *Bewegungen*, 1980 *Kindergedichte*, 2001 *C'est la Vieh*, 2008 *rhein.hessen.blues*, 2010 *flügelschlag des raben*, 2025 *neben mir mein herz*) sowie Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften.

Auch in seinen Kleinkunstprogrammen arbeitet er neben Liedern und kabarettistischen Texten auch mit Poesie. Lange Jahre war er Kulturkoordinator der Stadt Worms. Er beschäftigt sich mit Demokratieggeschichte und engagiert sich in Teilhabeprozessen seiner Heimatregion.



etwas kommt

es kauert in den bauchhöhlen.
lauscht dem mühlengeklapper
von mund und maul.
lächelt sich selbst zu
in seinem abseits.
trägt weder fell noch hörner,
weiß nichts vom panzer
der verlorenen kriegler.
seine haut ist verletzlich.
es scheut keine messer.
im traum wird es jede nacht
ein anderes von sich.
es kennt nicht anfang und ende
und ist doch immer auf dem sprung.
geht aus freude am gehen.
sieht den unerwarteten weg
neben den felsen,
schlüpft hinein, aber selten

bis hinüber. hält gerne inne.
denkt vor allem an das, was
es nicht ist. das dortige. andere.
jenseitige. unartige. mögliche.
das sich überlebt in vielerlei
gestalt, selbst an den tagen
der gewalt. fliegt ohne
federkleid und ohne flügel
ins vielleicht.
wenn es getötet wird,
weinen die bäume
und setzen samen frei
mitten im winter.
der vogel greif weiß,
dass es begriffen hat,
was immer schon
notwendig war und ist
und kommen wird
von irgendwo.

schein

es ist unscheinbar.
also kein schein.
und scheint doch.
scheinbar jedenfalls.
anscheinend ist es
noch immer da
im überall und
nirgends.
unerwartet
aufscheinend
am jeweiligen
horizont.
also zwischen
himmel und
erde.
ein leuchten,
das durch die haut
schimmert.
sich über die augen
verschenkt.
sich einmischt.
immer eine
mischung
eben.
zu ungleichen
teilen.
aber sich
mitteilend.
anscheinend
ohne grund.
ohne grund
und boden.
bodenlos.
und sich dennoch
nicht auflöst,
sondern
standhaft bleibt
im sehen
und gehen.
dorthin.

nach der trauer

die honigbienen haben den garten verlassen.
dafür tauchen carbondrohnen am himmel auf.
die lenker sitzen in verlassenem stollen alter
bergwerke unter tage und spielen schach
mit dem tod. ihre hände sind staubfrei.
ich höre von einschlägen auf der anderen seite
der blauen berge im niemandsland.
und wenn ich dennoch von den honigbienen
erzähle. vom blütenstaub. von den süßen
früchten des späten sommern. vom singen der amseln.
schauen die leute weg. schalten ihre smarten phones
ein und versuchen die zu erreichen, die ihnen
ähnlich sind am anderen ende der andauernden wellen.
verwandeln das gewachsene solange zu robotniks,
bis sie den unterschied nicht einmal mehr
auf der zunge schmecken. sich selbst für
die maschine halten, die für sie erdacht
und gebaut wurde. je mehr ich mich in
diese handfeste illusion hineindenke, wenn
auch mit ärger, desto mehr begreift sie mich.
nur mit einem lächeln kann ich diesen tod
mitten im leben beiseite schieben und den
inneren vorhang öffnen für das summen der
honigbienen, das ihnen schon immer
vorausgegangen ist. diesem blütenstaub an
denken. diesem vogelgesang der schöpfung.
das passt alles nicht zusammen. gut so. nur so
wird ein morgen draus mit frischem wind
vom meer. von dort sind wir einmal alle
hergekommen, an land geschwommen
und haben den schatten der bäume gesucht,
bevor wir uns in die erde vergraben haben.
noch gibt es himmel zwischen den drohnen.

Marion Panizzon

Das Schichten – eine Auseinandersetzung mit Ablagerungen im post-anthropozentrischen Schreibprozess

Mit dem Gletscherbruch von Blatten ging es auch mit der Beziehung vom Menschen zur Natur nochmals ein Stück bergab. Kein Bergsturz hat in der letzten Dekade des Anthropozäns so viel Staub aufgewirbelt wie die der tosende Fluss der Gesteinsbrocken. Literarisch gesehen geht es beim Sturz von Geröll und Eis um den Einbruch der Vertikalen in einem sonst eher geruhsamen horizontalen Aneinanderreihen von Worten zu Sätzen zu Texten, auch wenn diese dann verdichtet und am roten Faden aufzuziehen sind. Doch vor dem Hintergrund der Naturkatastrophe von Blatten stellen sich Fragen, ob denn unsere Worte und Sätze eher zu gleiten haben oder eben kopfüber stürzen in eine Handlung, und wie sich Satz auf Satz zu einem neuen Schutthügel schichtet? Auf unsere innere Erzählung projiziert, kann der Bewusstseinsstrom, dieser unaufhaltsame innere Monolog, der schon Virginia Woolf überschwemmte, aufgehalten werden?

Bei dem Katastrophendenken gilt es aber auch zu bedenken, was lagert sich ab, was übersteht die Temporalität der Krise und was klingt nach? Wenn wir das Stürzen am Berg literarisch als Methode auffassen, so gelingt uns ein neuer Zugang auf das Ereignis und die Wucht, die es in den Schreibenden auslöst. Meichtry hat die Katastrophe aus der Sicht der Sagenwelt des Wallis, den Aberglauben und die Machbarkeitslogik der Technik in der NZZ aufgearbeitet.

Nach dem Sturz ist auch vor dem Sturz: wie die Geröllschichten das Fundament für den nächsten Bergsturz bergen, wie Schichten und das Sedimentieren selbst zur Geschichte werden. Im Fokus dieses Beitrags ist weniger die effektheisende Katastrophe des Stürzens am Berg, als die unheimlichen Ruhe im Prozess des Ablagerns, Zusammenhalten, Schmelzens der Gesteins- und Eisschichten, und nicht zuletzt, des Ablagerns und Schichtens als Arbeitsmethode im Schreibprozess.

Von Kalksteinablagerung des Jura, zu den verklebten Zementschichten einer Zahnfüllung – alles, was technisch, organisch, geologisch, psychologisch aufeinander aufbaut hält besser. Das Tellerstapeln schichtet Porzellan zu einem Turm, der sich gut tragen lässt, und Abstürze vermeidet. Rechtssysteme, die gewollt aufeinander Bezug nehmen und sich dabei an übergeordnetem Gewohnheitsrecht und völkerrechtlichen Normen orientieren, also der Idee des Stufenbaus des Rechts folgen, gelten als stabil, weil sie rechtsstaatlich entstanden und zugänglich sind für eine gerichtliche Überprüfung. Schließlich erfragt die Psychologie welche Ablagerungen des Bewusstseins so beschaffen sind, dass dabei Gefühle und Gedanken un-

gewollt ins Rutschen kommen? Dennoch ist die „Poesie des rechten Winkels“ wie es Le Corbusier erfand, notwendig, damit die Horizontale nicht seditiert überhandnimmt und den Veränderungsprozess unnötig rasch abkühlt. Auch Virginia Woolf im „Zum Leuchtturm“ baut auf der horizontalen Ebene des glatten Meers die Drohkulisse des Leuchtturms auf, der senkrecht steht und in dessen Inneren Menschen zu Tode kommen, oder aber sich an dessen Leuchtfeuer reiben. Im Wechsel mit den geschliffenen Waagrechten des spiegelglatten Meers taucht auf die Gischt der Brandung oder die Säule eines Dampfers – die Schrecken der Senkrechte auf dem sonst ruhigen Meer.

„Das Meer ist fleckenlos, dachte Lily Briscoe; sie stand noch immer da und blickte auf die Bucht hinaus. Wie Seide spannt sich das Meer über die Bucht. Es war so ruhig; es war so still. Sogar der Dampfer war verschwunden, aber der große Rauchschnörkel hing noch in der Luft und senkte sich wie eine Fahne zu trauerndem Abschied.“ *Virginia Woolf, Die Fahrt zum Leuchtturm 1927, übersetzt von Karl Lerbs, Insel Verlag Leipzig, Projekt Gutenberg.*

Auch literarisches Schaffen ist ohne Um-schichten, Ablagern, und sanftes Abgleiten undenkbar. Beispielsweise verweigert sich das new nature writing der Vorstellung von Natur als Ressource, die dem Menschen zur Nutzung und Ausbeutung freisteht. Auch nimmt das new nature writing von der pastoralen Verbundenheit mit der Natur Abstand, weil das Wohl der künftigen Generationen wie es die Agenda 2030 fordert, noch zu wenig beachtet wird. Das new nature writing, das seit den 1990ern im Angelsächsischen entstanden ist, gilt es die (Klima-)katastrophe als schon da, zu berücksichtigen. Ausbeuten lassen sich weder die Natur noch der Erzählstoff. Es geht eher um eine sanfte Annäherung an eine Kraft, die weder durch Logik noch Nostalgie, zu verstehen ist, sondern eher in ihrem ganzen Mysterium in uns einzuverleiben wäre, mit ungewissem Ausgang.

Die postmodernen Dekonstruktivisten wie Derrida, zogen Energie aus dem Kollaps der Strukturen, während die new nature writers weder nach Kohärenz noch nach verhandelter Partnerschaft mit der Natur aus sind, aber auch nicht apokalyptisch dessen Untergang feiern. Für die new nature writers muss der Mensch zurück zur Natur hingeführt werden in einem Prozess, der zwar nicht Krise bedeuten muss, auch wenn klar sein muss, dass ein Kollabieren des Anthropozäns unwiderruflich ist.

Für die Modernisten zuvor, war die Natur der Gegenspieler des Menschen anhand dieser sich messen ließ, wer nun stärker oder innovativer war. In Zeiten des Klimawandels ist es jedoch undenkbar, hinter dem Bergsturz von Blatten, so gewaltig und zerstörerisch in seiner Kraft auch immer, nicht auch die fragile und verletzbare Natur zu sehen. Der Gletscher hat angesichts der Decke an Geröllmassen, die auf ihm lagen, nicht ausweichen können, als abzureißen, ob all des Drucks. Die Gesteine fanden keinen anderen Ausweg als sich der Schwerkraft zu ergeben,

und auf dem Gletscher Platz zu suchen, als der Permafrost schmolz. Der Sturz versinnbildlich die Krise der Natur, die wie ein Hörsturz infolge einer psychischen Krise, verletzlicher nie war, im Angesicht des verantwortungslosen Umgangs der Menschen.

Wie findet nun das Erzählen, die Geschichten aus diesen apokalyptischen Szenarien? Was folgt auf die Katastrophe anders als das Ablagern, das Sedimentieren? Beginnt im Schutthügel von Blatten ein innerer Monolog von Neuem, der Schicht für Schicht die nächste Zerstörung in sich trägt, oder vorbereitet? So, wie Virginia Woolfs Bewusstseinsstrom Schreibtechnik, Lily Briscoe, die Protagonistin ihre Eindrücke und Gedanken beim Blick aufs spiegelglatte Meer, hin zum Leuchtturm sammeln und Schicht für Schicht in Ihrem Inneren ablagern lässt?

Wenn etwas schon geschmolzen ist, wie der Permafrost in der Geschichte des Lötschentals, dann ist es schwierig zu schmelzen oder sich in den Prozess hineinzugeben, denn die Zerstörung ist nicht mehr aufzuhalten. Die Naturlyrik der Romantiker des 19. Jahrhunderts versuchten den Bund mit der Natur als ein fast kindliches Verschmelzen mit der Natur, ob Blumen, Gewitter, weitere meteorologische Phänomene zu gestalten, jeweils ohne, und das ist der tragende Unterschied zu new nature writing, Verantwortung dafür zu tragen, dass Ressourcen knapper, Böden nicht mehr halten, Wasser steigt. Kritischeren Stimmen war bewusst, dass der Mensch das „Zauberwort treffen“ musste, um den Schlüssel zum Naturverstehen zu besitzen und implizierten damit auch, dass dieser Wunsch nach Verschmelzung von Mensch mit Natur aus der Magie entspricht und mit der Wirklichkeit nicht zu erreichen ist.

Doch der Katastrophe von Blatten zugrunde liegt im Grunde nicht der Bergsturz, sondern das vielschichtige Schmelzen des ewigen Eises im Untergrund. Die Horizontale ist heimtückisch Ursache und Wirkung des Geschehnisses. Der Bewusstseinsstrom und der Eisstrom, beide von einem inneren Druck getrieben, reißen die Katastrophe an. Der Permafrost löst den Boden auf, bringt diese Schicht zum Gleiten, zum Fallen gar, auf den Gletscher, der die Massen auch nicht mehr halten mag. Umso mehr also, sollte die horizontale Schicht beachtet werden, für die inneren und tiefgründigen Gefahren, die darin lauern und wofür der Mensch letztlich Mitverantwortung trägt: Schmilzt sie? Nimmt sie zu oder ab? Vermischt sie sich mit anderem, beispielsweise Steinen und Eis zu einem gefährlichen Gemenge? Die Fragen am Berg sind gar nicht so anders als die Fragen für die Politik – Migrationsströme aufhalten oder einreisen lassen? Soll das Budgetdefizit wachsen oder schmelzen? Dann aber schichten sich Geröllmassen und Eis unten im Tal auf, die am Berg nun fehlen.

Virginia Woolf nochmals, beschreibt wie Lily Briscoe auf vier Ebenen „geschichtet“ denkt und fühlt: die Bläue des Meers, die Segel und Wolken, die in dem Blau „eingelassen werden“, ihr Gefühl für Herrn Ramsey, das sich mit der zuneh-

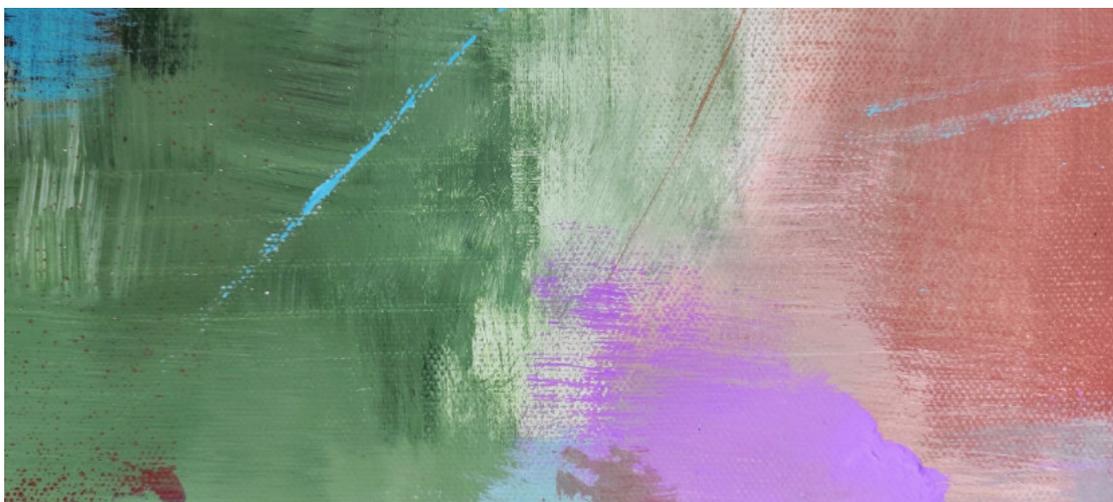
menden Entfernung des Segelschiffs von der Küste auflöst, unterbrochen von der Vertikale, dem Grunzen von Herrn Carmichael neben ihr.¹ Der Bewusstseinsstrom – dargestellt anhand der See, der Wolken, der Farben, der Gefühle vermitteln ein Schaukeln, ein Nie-Ankommen und Nie-Aufbrechen.

In ähnlich Weise ergeht es dem Menschen, der die Kausalität zwischen Klima und Krise mitverantwortet: verbindet er sich neu mit der Natur, nicht mehr transaktional, um auszubeuten, sondern sich der Endlichkeit der Ressource bewusst, so zu handeln, damit die Natur bestmöglich ihren Kreislauf gehen kann. Um es nochmals mit Woolfs Umkehrung zu erfragen: „Ergänzte die Natur nun den Fortschritt des Menschen? Vollendete sie, was er begann? ... Der Traum also, teilzuhaben, zu ergänzen, ... war nur ein Widerschein im Spiegel, und dieser Spiegel wiederum war nur die gläserne Oberfläche, die sich in der Ruhe bildet, indessen die edleren Kräfte darunter schlummern?“

Für Woolf sind Strata eine Methode, ein Schreibwerkzeug mittels dessen, es sich, ähnlich wie Freuds freie Assoziation näher am menschlichen Bewusstsein erzählen lassen kann, als wenn der rote Faden der Geschichte jederzeit logisch nachvollziehbar gespannt sein muss. Für Woolf wird durch diesen Strom auch das Fragmentarische des Denkens ans Licht gebracht, das –wie bei Llosa durchaus zerstörerisch walten kann.

Das Schichten von Emotionen, Erinnerungen, Gedanken gehört für Vargas Llosa sich auf Malraux beziehend zum Prozess der Entwurzelung durch die Kolonisten. Die Erzählenden holen oft weit in der Vergangenheit aus, eine darunterliegende Schicht eröffnet erst den gesamten Zugang zur Wahrheit oder zur Identität. In der Vergangenheit liegt ein Anfang, an den sich Schicht für Schicht aneinander-

¹ „So sehr also, dachte Lily Briscoe und blickte aufs Meer, das fast fleckenlos glänzte, das so sanft erglänzte, daß es aussah, als wären Segel und Wolken eingelassen in diese Bläue – so sehr also sind wir abhängig von der Entfernung; so sehr kommt es darauf an, ob die Menschen uns nahe sind oder fern; denn ihre Empfindung für Mr. Ramsay wandelte sich in dem Maße, wie er weiter und weiter über die Bucht segelte. Sie schien sich auszudehnen, zu strecken; er schien ferner und ferner zu rücken. Er mitsamt seinen Kindern schien aufgesogen von dieser Ferne, dieser Bläue; hier aber auf dem Rasen, dicht neben ihr, grunzte Mr. Carmichael plötzlich.“



Dagmar Weeser, Sanfte Striche 2

reicht, bis zu dem, was heute gilt. Ob es dann linear weitergeht, ist nicht notwendig, auch eine sich wiederholende und unvollendete Geschichte baut auf Schichten auf, und Schichten erodieren. Denn auch das Geschichtete hält gewissem Druck oftmals nicht stand. Es fällt dann wieder in sich zusammen oder rollt nach unten und weg.

Unbenommen kann eine Geschichte auch kristallin gelingen. Ein grosser Wurf, und die Erzählstränge fächern sich auch ohne Schichtung zu einem Ganzen auf. Der Kraftakt von Mag(m)a gebiert ein einheitliches Erzähltes, das anderes vorlebt als das langsame Sedimentieren, also das Absterben und seichte Absetzen von Kleinstlebewesen, Mikroorganismen.

Während das Ablagern auf die Schwerkraft der Erde setzt, ist der beifsharte Granit, und auch der Gneis das Resultat eines Aufbäumens des brodelnden Erdinneren nach oben. Ob eruptiv oder baumkuchengleich geschichtet liegt der Moment, wo selbstbestimmt das Genre gesetzt und die Methode gewählt wird: Eruptiv oder sedimentiert und offen für eine ganze Palette zwischendrin.

Marion Panizzon, 1974* in Bern. Rechtswissenschaftlerin und Lyrikerin. Aufenthalte in North Carolina, USA, Washington DC. Veröffentlichungen im *Tiny Seeds Lit. J.* (Lake Kintaus 2019), *Morphrog21* (Blue-eyed girl 2020), *In Parentheses* (Locking down on Larks 2021), *Five on the Fifth* (Beirut Battles 2021) und *ProLyrica* Jahreskalendern 2020-22.



Dagmar Weeser, Gemäldeausschnitt

Gundula Berking

Mondscheinsonate

Großvater spielt Klavier. Bitte nicht stören. Ich stehe vor der Wohnzimmertür und lausche. Vorsichtig drücke ich die Türklinke herunter. Durch den Türspalt kann ich besser hören. Er sitzt mit dem Rücken zu mir. Wie eine Katze schleiche ich mich hinein. Die hohe Lehne eines Sessels ist ein sicherer Ort. Falls er sich umdreht, ducke ich mich schnell dahinter weg. Die tragende Melodie gefällt mir. Leise Töne laden mich zum Träumen ein. Ich laufe langsam Stufen hinauf. Neben dem Weg fließt ein Bach. Plötzlich Stille. Hat Großvater mich doch kommen hören? Nein. Er fährt sein Spiel mit einer lebhafteren Weise fort. Sie klingt lustig, etwas keck. Dann jagen seine Finger über die Tasten. Schnelle Läufe, die Tastatur hinauf, hinunter, Triller, laute Akkorde. Das Klavier erzittert. Großvaters Körper schwankt auf dem Klaviersessel hin und her. Sein rechter Fuß tritt das Pedal durch. Das Zimmer kann die Fülle der Töne nicht fassen. Sie dringen durch die Wände. Sie eilen durch den Flur und erobern das ganze Haus. Gleich wird es explodieren. Großvater fängt sie mit einem mäßigen Tempo wieder ein. Zwei mächtige Schlussakkorde schweben über uns. Langsam verhalten sie. Großvater sitzt starr auf dem Klaviersessel. Seine Hände ruhen auf den Tasten. Er hebt den Kopf zu dem Porträt in schwarz-weiß empor. Der Mann mit dem schwarzen vollen Haar im dunkel gerahmten Bild schaut grimmig zurück. Sie führen ein stummes Zwiegespräch. Mir scheint, der Mann blickt strafend auf mich herab. Ich ducke mich hinter den Sessel.

„Komm mal her. Du brauchst dich nicht zu verstecken.“

Ich gehe zögernd auf Großvater zu. Er hebt mich auf seinen Schoß.

„Hat dir die Musik gefallen?“

Ich nicke. „Aber nur der erste Teil.“

„Das glaube ich dir. Die Mondscheinsonate ist noch nichts für Kinder.“

Er deutet auf das Bild, das über dem Klavier hängt.

„Das ist von Ludwig van Beethoven, meinem Lieblingskomponisten.“

Ich sage nichts von meiner Angst vor dem strengen Mann dort oben. Mein Gesicht drückt Bewunderung aus. Für Großvater. So wie er, möchte ich auch einmal Klavier spielen. Ich lege meinen rechten Zeigefinger auf eine Taste. Zaghaft drücke ich sie herunter. Es macht leise ping. Großvater ermutigt mich. Ich greife kräftiger zu. Es macht mir Spaß wahllos die schwarzen und weißen Tasten anzuschlagen. La-

chend zeigt er mir, wie ich mit jedem Finger meiner Hand die Tonleiter zu spielen habe. Meine Wangen röteten sich vor Eifer. Er überlegt:

„Du wirst bald sieben Jahre alt. Möchtest du Klavier spielen lernen?“

„Ja, ich will. Dann kann ich bald die Mondscheinsonate spielen, so wie du“, antworte ich begeistert und strahle ihn an.

Großvater schmunzelt.

„Klar. Du musst nur tüchtig üben.“

Ein paar Jahre später verlasse ich innerlich aufgewühlt ein Kino. Der Film über Beethovens Leben hat mich tief erschüttert. Wie konnte er gehörlos solche grandiose Musik komponieren? Ich sehe das schwarz gerahmte Bild von ihm wieder vor mir. Er blickte nicht böse, sondern sehr ernst auf uns herab. In seinem Gesicht spiegelte sich Schmerz, Trotz, Auflehnung.

Beethovens Musik gehört inzwischen auch zu meinen Favoriten. Die Musik des Adagios des 5. Klavierkonzerts löst starke Gefühle in mir aus. Sie dringt in ungeahnte Tiefen meiner Seele. Die Melodie berührt mich innerlich so sehr, dass meine Tränen fließen. Im 3. Satz jubelt endlich das Orchester auf. Die Freude kehrt zurück. „Freude, schöner Götterfunke!“ So müsste man Klavier spielen können! Wie jeder Klaviereleve übte ich „An Elise“ und die „Eccosaises“. In Beethovens Klaviersonaten kann man sein eigenes Können trainieren. Wer es bis zur „Pathetique“ und der „Appassionata“ schafft, ist für mich ein Virtuose. Ich versuche mich seit langem an der „Mondscheinsonate“. Das Adagio sostenuto fließt wunderbar dahin. Das Allegretto – allacca könnte ich flüssiger spielen. Beim Presto agitato hapert es immer wieder an der gleichen Stelle. Von der Schnelligkeit ganz zu schweigen. Meine Finger fliegen noch immer nicht, wie bei Großvater, über die Tasten. Üben. Üben. Üben. Immer wieder die gleiche Passage. Ob ich im Beethoven Jahr 2020 die Perfektion noch erreiche? Ich glaube meine Mondscheinsonate wird immer langsam bleiben. Sie klingt sanft, romantisch, nicht aufgewühlt. Ich spiele die drei Sätze der Sonate nach meinem Rhythmus. Es ist mein Mondscheinspaziergang.

„Ich gehe allein. Oder begleitest du mich Beethoven? Du siehst doch, ich bemühe mich. Bitte verzeihe mir. Aber deine Kompositionen sind manchmal zu schwer für mich. Du bleibst der Meister, ich deine ewige Schülerin. Komm, sei nicht mehr traurig und so verschlossen. Ich liebe dich doch!“

Gundula Berking: Nach dem Abitur studierte ich VWL an der Universität in Hamburg. Es folgte der Umzug nach Bingen, Familiengründung, Kindererziehung, soziale ehrenamtliche Tätigkeiten. Mein Weg zum Schreiben führte über Tagebuchnotizen seit meiner frühen Jugendzeit zum Erzählen von Familiengeschichten, sowie romanähnlichen Reiseerinnerungen, Veröffentlichungen von zwei Romanen, Kurzgeschichten und Gedichten. Mitglied der Autorengruppe Mittelrhein sowie des Literarischen Salons Bingen.

Leibniz – Chronik eines verschollenen Bildes

Kinostart: 18.9.2025

Der 92jährige Edgar Reitz, bekannt vor allem durch seine mehrteilige Chronik „Heimat“ aus den 80er Jahren, hat schließlich einen Film über den Philosophen und Universalgelehrten Gottfried Wilhelm Leibniz fertiggestellt, eine Idee, die er schon lange mit sich herumtrug. Co-Regisseur ist Anatol Schuster, Co-Drehbuchautor Gert Heidenreich. Man kann nicht sagen, dass das breite Publikum auf Neuigkeiten von Leibniz (1646 – 1716) gewartet hat, aber wer sich für Geistesgeschichte interessiert, wird dieses ausgezeichnet besetzte und inszenierte Kammerspiel zu schätzen wissen.

Es beginnt mit einem Brief der Königin Charlotte von Preußen (Antonia Bill) an ihre Mutter, Kurfürstin Sophie von Hannover (Barbara Sukowa). Sie bittet darum, für sie ein Portrait von Leibniz anfertigen zu lassen. Sie war seine Schülerin, vermisst die Gespräche mit ihm und hofft, mit seinem Bild Zwiesprache halten zu können.



Leibniz (von Edgar Selge äußerst differenziert und souverän dargestellt) lebt am Hof von Hannover als Jurist, Berater, Diplomat, Gartenarchitekt und Erfinder. Er kämpft jetzt, 1704, bereits mit den Beschwerden des Alters und hat seine eigenen Methoden, mit Schmerzen und der Mode der Zeit umzugehen. Skeptisch und widerwillig lässt er sich darauf ein, dem Maler Delandre (schön blasiert, arrogant und ignorant: Lars Eidinger) Modell zu stehen. Die Ansichten der beiden darüber, in welchem Verhältnis das Abbild zum Abgebildeten zu stehen habe, liegen weit auseinander. So kommt es zum Zerwürfnis, und der Maler reist ab. An seiner Stelle wird eine (fiktive) junge Niederländerin engagiert: Aaltje van de Meer (Aenne Schwarz), die sich in ihrer Heimat als Mann ausgeben musste, um als Maler ausgebildet zu werden. Diese androgyne Person ist offen für Dialoge und Experimente und weiß mit den Lichtverhältnissen in dem Gartenzimmer umzugehen, das als Atelier dient. Von Leibniz' Sekretär Cantor (Michael Kranz) lässt sie sich

über dessen Erfindungen informieren, unter anderem eine frühe Rechenmaschine. Die Gespräche mit dem Philosophen drehen sich um das Licht, um Sichtweisen, Gott und die Welt, auch um den Tod, und so lernen wir Leibniz' Gedanken kennen, der unter anderem begründet, warum wir seiner Überzeugung nach in der besten aller Welten leben. Da wird ihm nicht jede und jeder folgen, aber sehr modern und aktuell wirken seine Ideen über Völkerverständigung und die Vermeidung von Kriegen. Auch die Portraitmalerei ist immer wieder Thema. Wird ein gegenwärtiger Moment verewigt, oder ist das Gewordensein der dargestellten Person mit abgebildet?

Das alles ist sehr sorgfältig in Szene gesetzt, fast ohne Musik, auf den begrenzten Raum mit Licht und Schatten und die Figuren konzentriert.

Wie in Leibniz' Leben spielen auch im Film die Frauen eine wichtige Rolle. Damals als Bewunderinnen und Gönnerinnen, hier auch als Gesprächspartnerinnen auf – nahezu – gleicher Augenhöhe.

Barbara Wollstein



Dagmar Weeser, Lakshmi

eXperimenta - sympathisch

Das Radiomagazin für Literatur, Kunst und Gesellschaft

eXperimenta sendet mit Unterbrechungen bereits seit 2004 bei Radio Rheinwelle einen farbenfrohen Hörfunkcocktail, der interessante Themen aufgreift, die tiefgehende Informationen vermitteln. Fundstücke, die vom Mainstream der Medienlandschaft nur begrenzt oder keine Beachtung finden. Literatur und gesellschaftliche Ereignisse werden im Radiomagazin unter völlig anderen Gesichtspunkten behandelt.

Studiogäste, Interviews, O-Ton Reportagen, Essays und Features ergänzen das Programm.

Sendungsleitung und Moderation gestaltet das Ehepaar Rüdiger und Gabriela Heins.

Das Online- und Printmagazin eXperimenta und das Radiomagazin bilden eine alternative Mediengruppe: www.experimenta.de

Die nächste Sendung ist am 18. September von 15:00 bis 17:00 Uhr bei Radio Rheinwelle. Livestream: www.radiorheinwelle.de

Hildegard von Bingen - „Vision der Liebe“

Szenische Lesung

am 05. September, 15:00 Uhr, im Seniorenzentrum Bad Kreuznach

Aufführung

am 13. September, 18:00 Uhr, auf dem Disibodenberg bei Odernheim

In seinem Stück „Vision der Liebe“ beschäftigt sich Rüdiger Heins mit Hildegard von Bingen. Ihre Visionen sind auch im 21. Jahrhundert noch von Bedeutung. Aktuelle Themen wie Umweltverschmutzung, Kriege und Integrationsfragen werden vom Autor auf dem Hintergrund ihrer Schriften in die heutige Zeit übertragen.

Die Darstellerin Annette Artus spielt die Rolle der Hildegard. Jutta Zimmermann (Nyckelharpa, Geige und Psalter) und Gabriela Heins (Gesang und Tambura) begleiten das Stück mit ihren Instrumenten. Gabriela Heins wird mit den Gesängen der Hildegard das Stück musikalisch umrahmen.

Rüdiger Heins, Autor und Regisseur, hat auf der Grundlage von Hildegards Texten 2010 das Theaterstück geschrieben und inszeniert.

Mit Unterstützung der KEB Bad Kreuznach.

«Die Dichtung unserer Epoche»

mit Prof. Dr. Mario Andreotti | Schwabenakademie Irsee

FORMEN DER ERZÄHLPROSA UND LYRIK IN DER DEUTSCHEN LITERATUR SEIT DER TENDENZWENDE 1970

3.-5.10.2025 Schwabenakademie Kloster Irsee

Mit dem Ende der klassischen Moderne und der Tendenzwende um 1970 setzt jene Epoche ein, die wir mit einem etwas unscharfen Sammelbegriff als «Gegenwartsliteratur» bezeichnen. Sie lässt sich, stark vereinfacht, in drei dominante Stilrichtungen unterteilen: In die Neue Subjektivität der 1970er Jahre, in die Postmoderne ab 1980 und in die «Zweite Moderne» ab Mitte der 1990er Jahre, wobei diese drei Stilrichtungen z.T. auch kontradiktorisch nebeneinander verlaufen. In unserem Seminar besprechen wir Texte aus Erzählprosa und Lyrik, die jeweils für jede der drei Stilrichtungen repräsentativ sind. Das Seminar richtet sich an alle, die mehr über die Dichtung unserer Epoche erfahren möchten, aber auch an praktizierende Autorinnen und Autoren gleichsam als Impuls für ihr eigenes literarisches Schreiben.

#Weitere Informationen und Anmeldung

www.schwabenakademie.de · buero@schwabenakademie.de

08341 906 661 (auch: -662 und -664)

Bruder Reimund Senge

Vom Erhoffen

Vom Erhoffen, und Hoffnung zu sprechen und zu schreiben, ist nicht so einfach.

Hoffnung eine Art Ideologie, ein abstrakter Begriff. Begriff hat etwas mit Begreifen zu tun.

Ich greife nach etwas, möchte es anfassen, hin und her drehen und wenden, anschauen und betrachten und nach dem Sinn des Ganzen forschen.

Von allgemeinen Redensarten halte ich nichts. Redner und Prediger, Schreibende und Vorschriftenmachende gebrauchen sie endlos und zitieren sie mit Fleiß und Emotionen und wir können Ihre Manifeste nachlesen. Doch die Menschen sind vergesslich und lernen von Jugend an das Weghören und Überhören, auch ich ertappe mich dabei, solche Begriffe oft in den Raum, den Hörraum vieler hineinzugeben und das klingt zuweilen moralisch.

Im Wort Hoffnung steckt, so empfinde ich es, wenn ich das „H“ fortlasse oder fortdenke und das „O“ zu einem „Ö“ erweitere, Öffnung. Da öffnet sich etwas, da mache ich mich mit einem Schlüssel an einer verschlossenen Tür zu schaffen und irgendwann passt er. Verschlossenes erschließt sich und tut sich einen Spalt auf. Meine Perspektive weitet sich. Ich bleibe nicht grummelnd und kopfschüttelnd und diskutierend vor der Tür stehen.

Hoffnung gewinnen, ist schon was Aktuelles: sie betätigen, erwähnen, anstoßen. Ach ja, sie ist anstößig für die, die hundertmal und gebetsmühlenähnlich und stereotyp wiederholen: „Das war schon immer so. Daran lässt sich nichts ändern. Es hat doch keinen Zweck.“ Nicht einfach, beim Blick auf Kindermörder wie Putin, Netanjahu und Hamas und zum Hungertod Verurteilender wie Trump und denen, die in China, Iran und Saudi-Arabien laufend Menschen hinrichten, auf Änderungen ihrer unmenschlichen Systeme zu warten oder zu hoffen.

Hoffnung hat mit „Hoffnung machen“ zu tun und nichts mit: „den Kopf schütteln oder in den Sand stecken“ Wir öffnen unseren Mund und beißen uns nicht auf die Zunge: jeder dort, wo er ist und wirkt und nachdenkt und – hoffentlich(!), meine ich – unruhig wird.

Und ein Dichter? Vielleicht interessant, wozu diese „species“ auf der Welt ist. Er entdeckt vielleicht, wie man eine noch angelehnte Tür aufstößt, unvertraute Räume entdeckt und angesichts der Ratlosen und Traurigen und Vergessenen einen Horizont ahnen lässt und ein Lächeln hervorzaubert.

Erhoffen, Hoffnung machen, hat etwas mit Auskundschaften zu tun. Spannend, sogar toll, finde ich, mich mit anderen auf den Weg zu machen und auskundschaften, wie und wo und warum und wohin es weitergeht mit unseren Fragen und Sehnsüchten und Erwartungen – und unserem Staunen und jemand nach allen Zeiten auch auf uns wartet.



Foto: Rüdiger Heins

Stephan Reimund Senge OCist (* 29. März 1934 in Hannover) ist ein deutscher Ordenspriester, Theologe, Schriftsteller, Dichter und Entwicklungshelfer im Sudan. Senge machte seine Matura in Wien und trat 1958 als Mönch in die Zisterzienser-Abtei Himmerod in der Eifel ein. An der Theologischen Hochschule Beuron studierte er katholische Theologie und empfing 1964 die Priesterweihe.

Ah, ein Herz, verstehe

Gedichte von Heilenden und Kranken aus 500 Jahren, hg.v. Jakob Leiner, Quintus Verlag Berlin 2024, 279 S., 25 €.

ISBN 978-3-96982-102-2



Verdienstvolle Bücher gibt es, die verdienstvoll sind, weil sie einen hohen literarischen Anspruch erfüllen. Andere sind es, weil sie ein persönlich-bedeutsames oder ein gesellschaftlich-relevantes Thema bewegen. Und dritte sind einfach ein lohnendes Lesevergnügen, an- und aufregend im guten Maß. Jakob Leiner ist es gelungen, sich mit seiner Lyrik-Sammlung in allen drei Hinsichten verdient zu machen.

Er hat Gedichte der vergangenen fünf Jahrhunderte – also der Neuzeit – gesucht und entdeckt, die aus vielen Perspektiven von Krankheit und Heilung sprechen. Es finden sich unter den gut hundert Autoren und Autorinnen die „großen Namen“ bekannter Heiler und Heilerinnen (Paracelsus, Justinus Kerner, Gottfried

Benn) und derer, die mit Leiden und Krankheit vertraut waren und sind (Christine Lavant, Hölderlin, Nikolaus Lenau). Während schon in der frühen Neuzeit dem Patienten nahegelegt wird, zu hören „Was ihm ein Arzt in Nöthen rät“ (Sebastian Brant), wird später „Der Doctor Eisenbart“ anonym und satirisch besungen: „Kann machen, daß die Blinden geh’n / und daß die Lahmen wieder seh’n“.

Es liegt auf der Hand, dass der Reformator Melanchthon fromm um Einverständnis mit dem Schöpfer wirbt, der späte Mystiker Angelus Silesius ermutigt: „Die Suender liegen krank / ihr Arzt ist JEsus Christ: / Am liebsten hilft er dir wo du der groeste bist.“. Englische Dichter kommen zu Wort, wie Shakespeare, John Donne, Walt Whitmann oder Arthur Conan Doyle, der von der „Religion des Arztes“ zu erzählen weiß; französische Stimmen sind zu hören, etwa die Baudelaires

mit seiner „kranken Muse“ (die offensichtlich schlecht geträumt hat ...). Und natürlich die deutschsprachigen Dichter und Dichterinnen des 19. und 20. Jahrhunderts: Theodor Storm, der zu Unrecht fast vergessene Richard Dehmel, Rainer Maria Rilke, Else Lasker-Schüler, der überraschend ernste Christian Morgenstern: „Dunkler Tropfe, / der mir heut in den Becher fiel, / in den Becher der Freude, / dunkler Tropfe Tod ...“. Erich Kästner nimmt's ironisch („Vielleicht hat man sich das Gemüt verrenkt?“), Christine Lavant klagt sehr selbstbewusst (wie sie es immer tat), Paul Celan besingt „Mutter Rahel“, die „weint nicht mehr“.

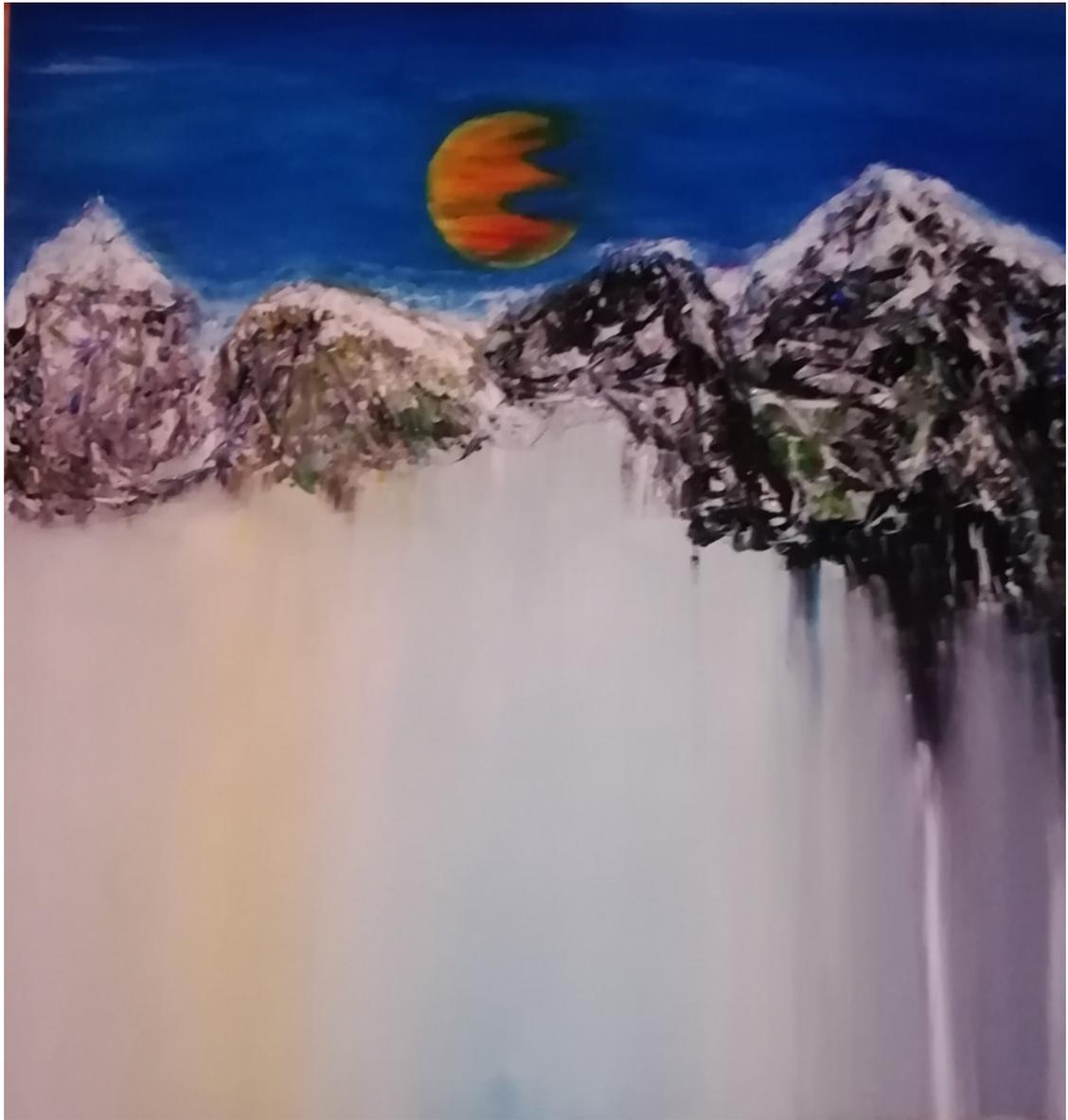
Und auch Zeitgenossinnen und Zeitgenossen kommen zu Wort: David Fuchs, Juliane Liebert, Lara Rüter (und andere).

Diese Aufzählung, die alles andere als vollständig ist, zeigt schon, dass sich hier ein Kaleidoskop an Themen, Formen und Stimmen auftut – denen in sehr großer Unterschiedlichkeit eines gemein ist: Sie leihen Sprache, sie geben dem Arzt, der Ärztin, die mit ihrem Latein am Ende sind, und den Kranken, die vor Schmerz und Furcht verstummt sind, Worte, mit denen sie sich in Entscheidungsnot oder Ratlosigkeit Brücken oder Krücken bauen können. Sie zeigen, was Dichtkunst sein kann: im besten Sinne – Notbehelf.

Im einleitenden und erhellenden Vorwort trifft es der Herausgeber Jakob Leiner (selbst Mediziner und Dichter) genau: „Die (eigene) Sprache trägt sich selbst – sie kann ein Kurort sein“, und: „Hier wird Lyrik, ob als Lehr- oder Spottgedicht, Bestandsaufnahme oder Seelenspiegel, durch Rezeption selbst zur Medizin.“

Ein ausführlicher „Appendix“ (nicht zu verwechseln mit einem Wurmfortsatz!) hilft übrigens den Autorinnen und Autoren, ihren Themen und ihren historischen Kontexten auf die Spur zu kommen – und manchem medizinischen Terminus, der sich nicht gleich erschließt. Was kein Manko ist, denn: Welche Krankheit, welches Leiden erschließt sich schon gleich? Und braucht die in Worten gewagte Sehnsucht nach Genesung als Heilmittel.

Thomas Weiß



Dagmar Weeser, Gebirgslandschaft



Foto: Rüdiger Heins

Sibylle Knauss, *Kassandra. Gedichte für unsere Zeit*

Verlag opus magnum, Wiesbaden 2025, 60 Seiten, 17,90 €,

ISBN 978-3-9561-2107-4.



Das ist ein wagemutiger Untertitel: „für unsere Zeit“! Dann muss da mehr sein als Vertröstungen, Lebensweisheiten und große Gesten. Sibylle Knauss, bekannt und zurecht gelobt für ihre beeindruckenden Romane (etwa: *Der Gott der letzten Tage*, *Das Liebesgedächtnis*), in denen sie den menschlichen Krisen und Untiefen sehr nahe ist, geht ein Wagnis ein. Löst sie ein, was sie verspricht: Bietet sie Texte, Worte an, die heute zutreffend sind und eine weitere Perspektive als das wohlfeile Lamento oder die poetische Besserwisseri haben?

O ja, das tut sie. Zunächst tritt *Kassandra* auf – überraschend eigentlich, denn was sollte die antike Unheilspromphetin noch zu sagen haben: „*Kassandra*. Wärest du heute / talkshowgeeignet?“ Dass sie das nicht ist, sondern die richtigen Fragen stellt und lakonisch-unbestechlich in die Zeit (unsere Zeit) schaut, macht sie zur Gesprächspartnerin für heute.

Sibylle Knauss bemüht die vier „apokalyptischen Reiter“ (Buch der Offenbarung, Kapitel 6) und reflektiert in ihrem fahlen oder grellen Licht: Machtmissbrauch, Krieg, Armut, Pandemie. Eine Art Schlussrefrain am Ende jedes der Langgedichte nimmt die Lesenden in Anspruch, selbst nachzufragen: „Nenne mir das weiße Ross / und ich nenne dir den Reiter / (Du kennst seinen Namen.)“

Eine der größten Herausforderungen für die Dichter*innen unserer Tage ist es, eine der Zeit angemessene, zeitgenössische Sprache zu finden, die vor der unüberschaubaren Komplexität und der stupenden Banalität nicht scheitert, der es gelingt, die Themen poetisch-künstlerisch aufzugreifen, ohne sie poetisch zu überhöhen (und zu simplifizieren) oder den eigenen künstlerischen Anspruch zu verlieren. In ihrer „*Kassandra*“ ist der Autorin diese Gratwanderung glaubwürdig gelungen. Worte wie „Gefechtsfeld“, „SarS-CoV-2“ oder „Migrationskritiker“ finden plausibel ihren Platz – und machen den Gedichtband zu einem zeitgenössischen: „*Gedichte für unsere Zeit*“.

Thomas Weiß



Fotos: Rüdiger Heins



Begegnung

Sonnenglut liegt bleiern
über dem Feldweg,
Trampelpfade führen
zu Feldhecken und
kleinen Gehölzen.

In der brennenden Luft
klebt die Zunge
am trockenen Gaumen,
und ich sehne mich
nach Menschen ...

Später
wird jemand ahnungslos
meinen Namen aussprechen.

Großstadtszene

Maschinen, Sirenen, Menschen jagen,
tausend Stunden gedrängt in wenigen Tagen,
verlangt, dass jede Sekunde sich lohnt.

In dieses Hasten fällt leise ein Schimmer,
ein zärtliches Licht im Herzen, im Zimmer,
wo trotzdem die Liebe noch wohnt.

Finale

Ganz kalt, erstarrt, die Augen tot,
trägt man uns einst hinaus.
Wenn auf das Sein dies Dunkel fällt,
so sinkt mit jenem leeren Haus
hinab die ganze Welt.

Robert K. Staege, 1960 in Deggendorf (Niederbayern) geboren, lebt in Hannover, Tätigkeiten als Übersetzer und in der öffentlichen Verwaltung, verfasst Lyrik und Kurzprosa, Beteiligung an Gedichtwettbewerben und Anthologien, Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften sowie auf Weblogs und Social Media.



Foto: Rüdiger Heins



Foto: Rüdiger Heins

An Studio Radio Rheinwelle

eXperimenta Radiomagazin

Betreff: Radiosendung zum Thema „Freundschaft“



Liebe Redaktion und Radiomoderatoren Rüdiger und Gabriela Heins!

Herzlichen Dank für die Einladung in die Sendung zum Thema „Freundschaft“.

Die Ausführungen der eingeladenen Gäste aus ihrer eigenen Perspektive haben meine Sicht auf die Freundschaft und freundschaftliche Beziehungen erweitert.

Besonders beeindruckt hat mich die Antwort auf die Frage, was die Freundschaft für jeden einzelnen bedeutet. Ein Freund (oder eine Freundin) ist jemand, „der dich daran erinnert, dass die Welt für dich ohne sie unvollständig wäre“ (Jutta Zimmermann).

Für mich persönlich gilt in der Freundschaft(wie auch in der Ehe/Partnerschaft) der Spruch „in guten wie auch in schlechten Zeiten“ . Denn ein wahrer Freund zeigt sich besonders in den Zeiten, in denen ich Hilfe und Unterstützung bräuchte.

Freundschaft ist eine enge, herzliche und selbstlose Beziehung zwischen Menschen. Sie basiert auf Vertrauen, gegenseitiger Sympathie, gemeinsamen Interessen und Hobbys. Freunde unterstützen sich in schwierigen Zeiten, akzeptieren sich so, wie sie sind, schätzen und teilen Freude und Leid. Freundschaft hilft uns, zu wachsen, sich zu entwickeln und sich glücklicher und selbstbewusster zu fühlen.

Freundschaft ist eine Brücke, die zwei Herzen vereint.

Ich bin dem Schicksal sehr dankbar für eine Freundin, die an meiner Seite seit 35 Jahren ist, trotz Entfernung, trotz Sanktionen, trotz ungünstiger politischer Lage.

Galina Konetschny, Schwanau

Ingrid Groschke

Eine seltsame Pflanze

Der Biologe Hieronymus Egoloib war von einer fünfmonatigen Forschungsreise aus dem Amazonasgebiet nach Hause zurückgekehrt. Im Gepäck hatte er eine kleine, unscheinbare Pflanze mitgebracht. Sie war ihm noch unbekannt und er wollte wissen, wie sie sich hier bei ihm zu Hause entwickeln würde. Nach der langen Reise wirkte sie etwas matt und schlaff. Liebevoll pflanzte er sie in ein Töpfchen und stellte sie in der Küche auf den Kühlschrank. Zwei tote Fliegen lagen dort,

doch bevor er sie entsorgen konnte, hatte die Pflanze sie mit einer kleinen Ranke umschlungen.

Eine Blütenknospe sog sie ein. Danach schien es ihr sichtbar besser zu gehen. Sie stand wieder aufrecht und die Blätter waren frisch und prall.

„Na so etwas“, Hieronymus Egoloib war erstaunt. „So, so, mein Pflänzchen“, meinte er. „Du gehörst also zu den Fleisch fressenden deiner Gattung. Das ist ja praktisch, wenn du mir die Wohnung von Fliegen frei hältst“.

Nun brachte er immer, wenn er irgendwo Insekten fand, diese zu seiner Pflanze. Die wuchs und wuchs und die Ranken wurden immer länger. Aus dem Pflänzchen war inzwischen eine ansehnliche Pflanze geworden. Dann machte Hieronymus Egoloib eine Entdeckung, die ihn etwas nachdenklich werden ließ. Eines Tages brachte ihm sein Kater von seinen Streifzügen ein Mitbringsel, eine Maus mit und legte sie ihm zu Füßen.

„Brav mein Katerchen“, lobte er ihn und strich ihm sanft über den Rücken. Er wollte gerade das Mäuschen greifen und wegbringen, da kroch von der Pflanze eine Ranke heran, ringelte sich um die Maus und nahm sie mit zurück. Auch die Maus wurde von einer Blüte eingesogen. Unverdauliche Reste spuckte sie einfach wieder aus.

Hieronymus kratzte sich nachdenklich am Kopf. „Das wird mir langsam unheimlich“, meinte er dann. Zum Abendbrot wollte er gerade Wurst und Käse aus dem Kühlschrank holen. Er hatte schon die Kühlschranktür geöffnet, da schlängelte sich wieder eine Ranke heran, schnappte sich aus dem Schrank die Leberwurst und zog sich dann zurück. Auch die Leberwurst wurde von einer Blüte vereinnahmt.

„Na, das geht nun aber doch etwas zu weit“, beschwerte er sich. Die Pflanze war inzwischen so gewachsen, dass sie den ganzen Kühlschrank umhüllte.

An einem Wochenende war Hieronymus den ganzen Tag unterwegs. Als er nach Hause kam, wunderte er sich. Normalerweise wurde er bei seiner Ankunft von seinem Katerchen schon am Tor begrüßt. Heute saß niemand da. Beim Betreten der Wohnung beschlich ihn ein beklemmendes Gefühl. Es war ihm irgendwie unheimlich. Seine sonderbare Pflanze streckte ihre Ranken und Triebe schon bis in den Korridor. Er lauschte. Es war alles still. Nur, wenn er genau hinhörte, vernahm er aus der Küche ein leises Knistern und Knacken. Er lief weiter. In der Küche blieb er überrascht stehen. Ach du lieber Himmel, der ganze Raum war von der Pflanze ausgefüllt.

„Na, meine Gute, so geht das aber nicht!“ In diesem Moment spuckte ihm das seltsame Gewächs

die unverdaulichen Reste vor die Füße. Hieronymus erstarrte und ihn ergriff das kalte Grauen. Ihm war, als würde man ihm den Boden unter den Füßen wegziehen. In dem Gewölle, das vor ihm lag,

erkannte er Fell- und auch Knochenreste. Ihm wurde schwindlig, so dass er sich erst einmal setzen musste. Dann bemerkte er, wie Ärger, Wut und Trauer in ihm hochstiegen. Er saß da und überlegte

erregt, was er tun könnte, wie er sich verhalten sollte.

Einerseits interessierte ihn die Pflanze, andererseits konnte es so nicht weitergehen. Er war in seine Gedanken vertieft. Dabei bemerkte er nicht, wie mehrere Ranken heran krochen, seine Beine umwickelten und anfingen, auch seinen Körper zu umranken.

Plötzlich schrak er aus seinen Überlegungen auf. Mit Entsetzen verspürte er die Kraft der langen Triebe, doch es war zu spät. Er konnte sich einfach nicht mehr befreien. Kurze Zeit später verlor er das Bewusstsein. Die Pflanze aber wuchs und wuchs. Bald war von Hieronymus Egoib nichts mehr zu sehen. Dort, wo er gesessen hatte, befand sich ein Wust grüner Ranken, Blätter und Knospen und eine gefrässige Stille beherrschte den Raum.

*Ingrid Groschke: 1945 in Finsterwalde geboren / 1961- 1963 Ausbildung im Malerhandwerk
1966 Meisterprüfung im Malerhandwerk / 1970- 1973 Abendschule an der Hochschule für Bildende Künste
Dresden in Cottbus / 1974- 1991 Leiterin des Mal- und Zeichenzirkels Lübben / Seit 1991 freischaffend tätig
1997 Abschluss des Fernstudiums für Belletristik an der Axel-Andersson-Akademie in Hamburg
Seit 1997 schreibe und illustriere ich für den Domowinaverlag (Plomje, Nowy Casnik, Pratyja)
2001 Abschluss des Fernstudiums für Karikatur und Comic an der Axel-Andersson-Akademie für Fernstudien / 2004 Abschluss des Fernstudiums für Kinder- und Jugendliteratur an der Axel-Andersson-Akademie
in Hamburg / Seit 2006 Mitglied im Sorbischen Künstlerbund / Seit 2022 Mitglied im FDA*

„Ich träume, also hoffe ich“

Hoffnungslos verloren in traumlosen Welten
hinab blickend ins Nichts
und das Nichts blickt zurück

Nebel wabern grau in grau
Erblicke die Hand nicht vor Augen

Falsch abgebogen
: irgendwann im Leben

vergangen tausend bunte Träume
tanzte und sang den gelebten Traum

nichts ahnend folgte ich
falschen Versprechungen

habe mich hoffnungslos verrannt

Sehnsucht nach
Licht und Farben

Klang und zarten Worten

Liebe und Wärme

Traumbilder wagen sich durch die Nacht

zeigen den Weg empor zum Licht
ins Leben zurück.

Gabriela Heins ist ausgebildete Sängerin/Sopranistin, spezialisiert auf Voiceperformance, Improvisationskunst, Oberton, Alte Musik, z. B. Hildegard von Bingen-Gesänge, J. S. Bach, G. F. Händel, Mozart, Jazz, Spirituals.

Sie spannt einen Bogen von der Vortragskunst der antiken Mysterien, Mittelaltermusik der Hildegard von Bingen, vertont zeitgenössische Lyrik bis hin zu improvisierten Klängen, die im Hier und Jetzt entstehen.

Gemeinsam mit ihrem Mann Rüdiger Heins tritt sie mit lyrischen Klangkollagen auf. Die Texte stammen aus der Feder von Rüdiger, die Gabriela gekonnt vorträgt.



Dagmar Weeser, Regenbogenfarben

Der Schreibprozess

Eintagesseminar in der Villa Confeld am 08. November 2025

Im Seminar beschäftigen sich die Teilnehmer(innen) mit den Möglichkeiten, den eigenen Schreibprozess einzuleiten.

Schreibend entdecken wir unbekannte Kontinente, die tief in unserem Innern verborgen sind. Mit Modulen des „Kreativen Schreibens“ werden die Seminarteilnehmer(innen) in die Textkulissen eigener Kurzgeschichten und Gedichte eingeführt. Die Textarbeit wird von Übungen begleitet, die den Schreibprozess aktivieren und die Kreativität fördern helfen.

Der Schriftsteller Rüdiger Heins (www.ruedigerheins.de) leitet das Seminar. Er ist Autor des Buches „Handbuch des Kreativen Schreibens“, erschienen im Schneider-Verlag.

Für dieses Seminar ist keine Vorkenntnis nötig. Die Inhalte sind für Anfänger und Fortgeschrittene geeignet.

Datum: Samstag, 08.11.2025

Das Seminar beginnt um 10:00 Uhr und endet gegen 18:00 Uhr

Tagungsort: Villa Confeld in 55413 Niederheimbach

Seminargebühr: 100,- €

Anmeldung:

info@inkas-institut.de

Telefon: 0163 8731295

„Die wichtigste Person in diesem Szenario war allerdings Rüdiger Heins. Selten habe ich einen Menschen erlebt, der so positive Auswirkungen auf seine Mitmenschen hat. Dabei ließ er uns eigentlich nur so sein, wie wir sind. Durch seine ruhige, verständnisvolle Art wurden wir verleitet Texte zu schreiben, die uns selbst überraschten...“ Wibke Junk

Die in einigen Texten dieser Ausgabe als Wasserzeichen hinterlegten japanischen Kanji-Zeichen sowie die abgebildeten Gemälde sind Werke von Dagmar Weeser, geboren 1964 in Bingen am Rhein.

Sie setzt sich seit 2016 mit abstrakter Malerei auseinander und beschäftigt sich parallel dazu mit Kunstfotografie.

Künstlerische Weiterbildung im Bereich Malerei durch die Dozenten Liesel Klören aus Laubenheim an der Nahe, Martin Thomas (Grafik) aus Heilbronn und Gisela Richter aus Kenzingen bei Freiburg, ebenso bei Boesner, der Kunst- und Kreativfabrik.

„Ihre Werke sind geprägt von einem impulsiven Schaffensdrang und ihrer Leidenschaft zur Farbe.“ *(Rüdiger Heins)*



Ihre gegenstandslose und abstrakte Arbeitsweise mit Acryl- und Mischtechnik, bevorzugt mit kräftigen Farbtönen, schafft Harmonie oder Gegensatz. Die Akzente ihrer Werke fesseln das Auge des Betrachters und ziehen sie in seinen Bann.

Dagmar Weeser lässt sich bewusst auf die Magie der Farben ein und ist dazu bereit, Grenzen zu überschreiten. Sie empfindet Farbe als einen integralen Bestandteil ihrer künstlerischen Arbeit, da sie ihr ermöglicht, ihren Gedanken und Fantasien freien Raum zu geben; sowie ihre Emotionen, Stimmungen und Ideen farbig umzusetzen. Ihre Inspirationen holt sich die Künstlerin in der Natur und aus ihrer ureigenen Gefühlswelt.

Ausstellungen:

National: Bingen am Rhein, Rüdesheim, Bacharach, Koblenz, Simmern, St. Goar, Bad Kreuznach, Mainz, St. Goar, Frankfurt, Gießen, Kulmbach in Oberfranken, Schwandorf/Oberpfalz, Hannover.

Ebenso ist sie seit 2019 als Künstlerin beim Projekt Rhein!Romantik? 2029 tätig.

Auszeichnung zur Künstlerin des Monats Januar 2024 in der eXperimenta, Magazin für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Mitglied im Kunst-Spektrum-Bingen (und Schriftführerin), dort auch als Dozentin für abstrakte Malerei tätig.

Sie ist Dozentin am INKAS Institut für Kreatives Schreiben.

Redakteurin für Kunst und Kultur beim Kunst und Literaturmagazin eXperimenta.

Ankäufe: Private Sammler aus Bingen, Bad Kreuznach, Rüdesheim, Mainz, Nürnberg, Würzburg, Gießen, Frankfurt, Kassel, Sylt, München, Düsseldorf, Ecuador.

experimenta

Magazin für Literatur, Kunst und Gesellschaft
www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben
im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

Herausgeber:

Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Chefredaktion:

Gabriela Heins

Redaktion:

Dagmar Weeser (Kunst und Kultur)
Barbara Wollstein (Alles Kino)
Claudia Eugster (Rezension und Autoren Scout)
Jutta Zimmermann (Musik und Lyrik)
Brigitte Maurer (Korrektur und Lyrik)
Silke Weizel (Prosa, Autoren Scout)
Barbara Rossi (Lektorat)
Rüdiger Heins (Die Revolution der Liebe)
Michael Sindorf (Social Network, Ideen Scout)
Ulrike Göking (Kreative Radiomacherin)
Christoph Spanier (Layout, Satz, Webdesign)

Korrespondenten:

Claudia Eugster, Zürich, CH
Julia Sohn, Berlin
Prof. Mario Andreotti, St. Gallen, CH
Christoph Sünderwald, Chemnitz
Thomas Weiß, Baden-Baden

Druck: bookpress

Redaktionsanschrift:

experimenta
Villa Confeld Heimbachtal 51
55413 Niederheimbach

redaktion@experimenta.de

Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autoren und Autorinnen. Alle sonstigen Rechte beim INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber und Urheberinnen selbst verantwortlich. Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

Bilder: Privatbilder wurden von den Autoren und Autorinnen selbst zur Verfügung gestellt.

Titel: HÖFFNUNG japanisches Kanji von Dagmar Weeser

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V

ISSN: 1865-5661



VISION DER LIEBE

Vom Klang der Zeit – Hildegard heute

Hildegard von Bingen

Annette Artus

Gesang

Gabriela Heins

Nyckelharpa

Jutta Zimmermann

Text und Regie

Rüdiger Heins

Samstag 13.09.2025 18:00 Uhr

Klosterruine Disibodenberg

Disibodenberger Hof 3

55571 Odernheim

Eintritt frei

Spenden erwünscht

Disibodenberger Scivias Stiftung

Telefon: 017614370068

experimenta.de